# Familienblätter.

## Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 50. Posen, den 16. Dezember. 1883.

# Besiegt.

Eine Weihnachtsgeschichte von M. A. Enders.

(Fortsetzung.)



In dem prächtigen Eckhause an der Promenade, welche die Stadt durchzog, in einem Salon, der mit Tannengrün und herrlichen Blattpflanzen festlich zur Bescheerung geschmückt war, stand die Gattin des Kommerzienrathes Warren — eine stattliche Dame mit sanftem, gewinnendem Gesichtsausdruck —, um mit Hilfe ihrer achtzehnjährigen Tochter Elisabeth den Weihnachtstisch herzurichten. Die graziöse Gestalt des jungen Mädchens mit dem liebreizenden Antlitz und dem blonden Goldhaar glitt geschäftig von einem Platz zum andern, die Geschenke für die jüngeren Geschwister unter dem hohen, prächtigen Tannenbaum zierlich ordnend. Seitlich, von üppigen Blattpflanzen umgeben, stand der Tisch mit den Geschenken für die Eltern; Elisabeth hatte der Mama den Eintritt in den Salon erst gestattet, als die Geschenke aufgebaut und mit einem weißen Tuch überdeckt waren. Nun sorgten die Beiden gemeinschaftlich für den Weihnachtstisch der Kinder.

Der Blick der Mutter hatte schon einige male forschend auf dem rosigen Antlitz der Tochter geruht; jetzt, als letztere zum Schluß die Bleisoldaten für Bruder Hans in Reih' und Glied gestellt, noch einmal prüfend all' die herrlichen Dinge überflog und dann zu ihrer Mutter aufsah, sagte diese:

„Es will mir scheinen, Elisabeth, als ob Du heute nicht so heiter wärest als sonst; es huschen Schatten über Deine Stirn, Kind."

Das junge Mädchen schlug die Augen nieder und bemerkte plötzlich, daß das Hutband von Schwester Rosa's Puppe noch nicht zugebunden war, was sie noch rasch thun mußte.

„Ich dachte daran, Mama," antwortete sie dann zögernd, „wie wir hier Alles so schön und unsere Wünsche noch weit übertreffend haben und so fröhlich bei einander sein können . . . und wie so Mancher das schöne Fest . . . so einsam verbringt . . ohne das eine liebe Hand ihm ein Weihnachtstischchen deckt."

„Meinst Du das im Allgemeinen, Elisabeth, oder . . . im Besonderen?" fragte die Mutter mild.

Der Hut der Puppe wollte auch gar nicht festsitzen und das Band sprang zu wiederholten malen auf.

„Im Besonderen, Mama," antwortete Elisabeth nach einer kleinen Pause in gewohnter Offenheit. „Ich dachte dabei an . . . an den jungen Hellborn. Ach, es klang so traurig, als er mir heute Morgen auf meine Frage: ob er bis heute Abend sein Daheim noch erreichen könne? antwortete: „Mein Daheim? — — Ich werde heute Abend allein in meiner Mansarde sitzen. Man erwartet mich nicht in Thalfurt. Reisen kostet Geld — und ich muß viel sparen." Siehst Du, Mama, und da dachte ich — wie einsam und freudlos wohl der heilige Festabend ihm sein würde, und daß . . . ihn vielleicht Papa hätte bitten können, heute unser Gast zu sein. Er ist so anspruchslos, klug und brav, und Klavier spielt er — nicht wahr Mama, herrlich? — und er hat doch auch Hans das Leben gerettet — vorigen Sommer beim Baden; wenn er auch sagt, er hätte das Wenigste dabei gethan. Aber ich weiß es von Roberts Freunden, die auch dabei waren, daß er und nur er ihn gerettet hat."

Sie hatte, als sie seines Klavierspieles gedachte, ihre Beschäftigung an der Puppe aufgegeben und stand ihrer Mutter mit leuchtendem Blick gegenüber. Und die Worte flogen so hastig von den Lippen, daß Elisabeth zuletzt, über ihre Lebhaftigkeit selbst betroffen, innehielt.

„Heute, am Weihnachtsabend, einen fremden Gast?" entgegnete die Kommerzienräthin ruhig, ohne daß man ihrer Stimme ein erschrecktes und besorgtes Mutterherz anmerken konnte, „das würde Papa wohl kaum erwünscht sein. Grade den Christabend verlebt man doch am liebsten in engster Häuslichkeit, vereint mit Denen, die uns die Liebsten sind. — Doch geh' nun, Elisabeth, damit Dir das Christkind auch bescheeren kann."

Das junge Mädchen drückte einen Kuß auf die Hand ihrer Mutter und entfernte sich dann schnell, damit sie ihren Schmerz still für sich verbergen konnte. Einen „Fremden" hatte die Mutter Reinhard Hellborn genannt; o, Elisabeth fühlte es an dem Weh ihres jungen Herzens, daß er für sie zu Denen gehörte, wie sie die Mutter eben bezeichnet hatte: die uns die Liebsten sind."

Die Kommerzienräthin hatte, nachdem Elisabeth gegangen, deren Platz unterm Tannenbaum mit den mannigfaltigsten Gaben bedeckt, wie sie nur die zärtlichste Elternliebe zu ersinnen und reiche Mittel zu beschaffen vermögen; aber noch stand sie unbeweglich, die Hände wie zum Gebet gefaltet.

„O, könnte ich Dir bei diesen Gaben allen dauernd Glück und Frieden bescheeren, mein theures Kind!" hauchte sie innig. Sie hatte es überhört, daß sich eine Thür geöffnet und ihr Mann in den tannendurchdufteten Raum getreten war.

„So sinnend?" sagte er, zu seiner Gattin herantretend, „Du siehst ja aus, als ob Du Gedanken hättest, die gar nicht in eine Weihnachtsstube passen. Sieh doch nicht weg, Bertha; sage mir, was beschäftigt so Ernstes mein Hausmütterchen?"

Bald hatte er das Gespräch seiner Gattin mit Elisabeth erfahren. „Und so dachte ich eben darüber nach, Heinrich," fuhr sie fort, „daß es wohl besser gewesen wäre, Du hättest den Sohn Clara's mit in unsere junge Häuslichkeit genommen, statt ihn nach Thalfurt zu geben. Dann wäre er mit unseren Kindern aufgewachsen, als Elisabeth's Bruder, während nun —"

„Du weißt es ja, warum ich es nicht vermochte," fiel der Kommerzienrath ein. „Ich kann mich nun einmal der Furcht nicht erwehren, daß der Sohn eines leichtsinnigen, haltlosen Vaters trotz sorgfältiger Erziehung eben so arten könne. „Meine Hilfe soll ihm überall werden!" sagte ich einst zu meinem Vater, der allerdings meine Befürchtungen nicht theilte, aber ich halte es für besser, wenn der verwaiste und durch die Schuld seines Vaters vermögenslose Knabe in bescheidenen Verhältnissen aufwächst, damit sich seine Arbeitskraft stählt, die er nothwendig zu seiner zukünftigen Existenz braucht." „Ich bin zufrieden," sagte der Vater nach einigem Besinnen; „Du hast Recht, Heinrich, es ist besser, wenn er nicht im Ueberfluß erzogen wird und auf eigenen Füßen stehen lernt." Ob er später unsere nahen Beziehungen erfahren sollte, das würde von seinem Charakter und der ganzen Gestaltung seines Wesens abhängen. Ich habe ausgeführt, was ich mit dem Vater besprochen. Der Registrator Hellborn ging darauf ein, den Sohn

seines Bruders bei sich aufzunehmen und von meinen Mitteln verpflegen und erziehen zu lassen, da ich ihm auch einen Zuschuß zu seinen eigenen Einnahmen versprach. Daß der junge Mensch, ohne daß ich ihn näher kennen gelernt, unser Haus betrat, geschah auf Deine eigenen dringenden Bitten, als er, wie Du wohl weißt, Hans bei seinem Unfall im vergangenen Sommer beigestanden."

„O, nur zu gut weiß ich es," entgegnete seine Gattin. „Ich bereute es damals schon, als der arme junge Mann durch den Komptoirdiener Frey des Diebstahls verdächtigt wurde, den jener selbst begangen; es thut mir heute noch weh, wie tief der junge Hellborn unter Deinem mißtrauischen Blick erbleichte — jetzt aber Heinrich, jetzt bereue ich es noch tiefer."

„Du gehst jedenfalls in Deiner Besorgniß für Elisabeth zu weit, meine Liebe," erwiderte der Kommerzienrath. „Aber wir verplaudern hier die Zeit und müssen doch an die Pflichten des Weihnachtsabends denken." — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das „Ehre sei Gott in der Höhe" des Weihnachtslobgesanges war verklungen und die Menge verließ das Gotteshaus.

Der Kommerzienrath Warren begleitete seine Gattin und Kinder nach dem Wagen, der draußen vor dem Kirchhofsthor hielt. „Ich komme bald nach," sagte er zu den Seinigen. „Sollte ich, wider Erwarten, etwas länger ausbleiben, so sind ja meine Kinder alt genug, daß sie die Freude erwarten können; nicht wahr, Rosa?"

„Ja, Papa; ich bin ja nun schon zehn Jahre alt!" erwiderte die dunkellockige Kleine mit den lebhaften Augen. „Aber doch nicht gar zu lange, Papachen?" setzte sie schelmisch lächelnd hinzu; „denn sieh' nur dort, wie herrlich; o, ich freue mich so sehr!"

Sie deutete mit dem Finger nach einem an der anderen Straßenseite, neben dem Stadtthore, belegenen Hause, aus dessen einem im Erdgeschoß liegenden Zimmer der strahlende Glanz des Weihnachtsbaumes durch die unverhüllten Fenster auf die Straße herausfiel. Der Vater nickte; die Wagenthür wurde geschlossen und pfeilschnell flog das elegante Gefährt dahin.

Die Menge der Kirchgänger hatte sich zerstreut; der Kommerzienrath schritt, seine Pelzmütze tief ins Antlitz ziehend, wieder nach dem jetzt menschenleeren, in hellem Mondenglanz liegenden Kirchhofe zurück. Er ging den breiten, etwas ansteigenden Weg bis zur Kirche hinan, deren bis jetzt noch hell erleuchtete Fenster nun eines nach dem anderen dunkel wurden; dann bog er um die Ecke des Gotteshauses und blieb in einem gleich am Wege gelegenen Grabe stehen. Es zeichnete sich von den anderen dadurch aus, daß der Schnee von der grünen Epheuhülle und der steinernen Tafel entfernt war und daß ein frischer Blumenkranz am untern Ende derselben lag. „Clara Hellborn" stand auf dem schlichten Stein.

In gebeugter Stellung und in Erinnerungen an vergangene Zeiten versunken, welche ein schmerzliches Zucken seiner Lippen hervorriefen, stand der einsame Besucher des Grabes geraume Zeit, während ein leises, geheimnißvolles Flüstern und Wehen „von der Liebe, die nimmer aufhört," durch die klare Weihnachtsluft zog. Dann wandte er sich zum Rückweg, wobei seine Gedanken bei Einem weilten, zu dem sie durch den Kranz auf dem eben verlassenen Grabe hingeführt worden waren. Er schritt den abfallenden Kirchpfad herunter der Straße zu, die im Sommer einen herrlich belaubten Promenadenweg bildete und sich um einen Theil der Stadt herumzog.

Drüben vor dem weihnachtlich erleuchteten Parterrezimmer waren einige Vorübergehende stehen geblieben, an der Freude der kleinen Kinderschaar Theil nehmend, welche da drinnen jubelnd die Eltern umsprangen.

Dem jungen Manne, welcher einsam auf dem beschneiten Fahrweg in der Nähe der Kirchhofspforte stand und nach dem glücklichen Familienbilde beim Glanz der Weihnachtskerzen hinüberblickte, mochte dasselbe wehmüthige Gedanken erwecken, denn ein tiefer Seufzer kam über seine Lippen und drang zu dem Ohr des älteren Herrn, der eben aus der Friedhofspforte heraustrat. Der Kommerzienrath blickte scharf nach der Gestalt des jungen Mannes, wie um Gewißheit über eine Vermuthung zu erlangen; da zuckte er plötzlich zusammen, denn ein Ton, so wehmuthsvoll, so klagend, hatte sein Ohr berührt, daß er ihm tief zum Herzen drang.

„O, unbekannte Welt!" hatte es in unsäglich traurigen Lauten zu ihm herübergeklungen. Eine unbekannte Welt, ein verborgenes Glück war dem jungen Manne eine von zärtlicher Elternliebe behütete Kindheit, und in welchem Maße von ihm vermißt, davon legten die schmerzdurchbebten Worte Zeugniß ab. Von Liebe, reicher Liebe, redete die frohbelebte Familienszene da drüben — ach, diese herrlichste Gabe des Herzens zum Herzen war Reinhard Hellborn bis jetzt kärglich genug zugemessen gewesen.

„Durch meine Schuld!" flüsterten die Lippen des Kommerzienrathes, als er langsam dem davonschreitenden jungen Manne folgte. „Durch meine Schuld! Und er ist doch Clara's — meiner einst so heiß geliebten Clara Sohn! — Ja, wenn das Bild seines Vaters nicht wäre . . ."

In tiefen Gedanken schlug der Kommerzienrath den nämlichen Weg ein, wie Reinhard Hellborn, demselben in einiger Entfernung folgend.

Jetzt blieb Reinhard, von mehreren ihm begegnenden jungen Leuten aufgehalten, stehen.

„Kommen Sie mit nach dem Stern, Hellborn!" rief einer der jungen Männer mit lauter Stimme; „wir haben ein Fäßchen aufgelegt und werden nach unserer Weise Weihnachten feiern! Strahlende Kinderaugen giebt's bei uns auch — nur daß die blonden und braunen Mädchen bei uns ein wenig größer sind!"

Ein schallendes Gelächter der Anderen begleitete die letzten Worte.

„Ich danke Ihnen, meine Herren!" erwiderte Reinhard; „ich werde Weihnachten nach meiner Weise feiern."

„Wie kannst Du wohl denken, Spürnase," sagte ein Anderer im Weitergehen mit höhnischem Lachen, „daß der Tugendspiegel Hellborn mit uns käme, die wir kein Hehl aus unserem Thun und Treiben machen. Der wird seine Wege im Stillen gehen, die schlimmer sind, als die unseren. Ich wette, er wird seine Schritte nach der Marienstraße lenken, nach dem grünen Tisch in der „dunklen Bude". Man sieht's dem Hause von außen nicht an, 's sieht aus, wie ein armseliges Philisternest. Aber das paßt grade für solche Scheinheiligen."

„Du verräthst sehr viele Ortskenntniß, Heimchen," sagte ein Dritter, eine Bemerkung, welche wiederum lautes Gelächter hervorrief.

Die Studenten gingen geräuschvoll weiter; sie hatten nicht auf den Herrn geachtet, welcher im Häuserschatten auf der andern Seite der schmalen Straße langsam an ihnen vorübergegangen und den untern Theil seines Gesichtes hinter dem hochgeschlagenen Mantelkragen verbarg, so daß von seinem Antlitz nur die grauen, lebhaft blickenden Augen sichtbar blieben.

Seltsame, ihm selber fremde und ungewohnte Gedanken hatten den Kopf dieses Mannes beschäftigt, Gedanken, welche direkt aus dem Herzen kamen, aus einem braven, rechtlichen Herzen. Jetzt waren diese Gedanken verscheucht, so plötzlich wie sie gekommen.

„Ich hatte doch wohl recht!" sagte der Kommerzienrath für sich. Aber seine Gedanken waren so schön gewesen; so viel Frieden und Freude hatten sie ihm vorgezaubert, daß es ihn jetzt wie eine bittere Enttäuschung berührte. War er bisher Reinhard Hellborn absichtslos gefolgt, jetzt that er es mit Vorsatz. Die Marienstraße lag ja ohnehin nicht weit entfernt, so daß er bald zu Hause sein konnte. Und wirklich, der junge Hellborn lenkte in dieselbe ein. Sie führte zu einem neu zu erbauenden Stadttheile und ihre Häuser waren fast alle alt und baufällig. Immer in einiger Entfernung im Schatten der Häuser sich haltend, folgte ihm der Kommerzienrath, heftigklopfenden Herzens, als gälte es, eine bedeutungsschwere Entdeckung zu machen.

Endlich, vor dem letzten, ärmlich aussehenden Hause, welches hart an dem zu bebauenden Felde lag, blieb Reinhard stehen, und, nachdem er an einen Fensterladen geklopft,

wurde ihm die Hausthür geöffnet und er verschwand in dem dunkelen Flurraum.

Eine alte Frau kam des Weges daher.

„Wer wohnt in dem letzten Hause da drüben, gute Frau?“ fragte der Kommerzienrath.

„Rechts, am Ende?“ sagte diese. „Ach, lieber Herr, da ist seit einiger Zeit das Elend eingekehrt. Der Mann war sonst ordentlich und hatte einen guten Posten in einem reichen Kaufmannshause, und Frau und Kinder waren wohl versorgt. Da muß den Mann vor einigen Monaten der Böse packen und er bestahl seinen Herrn. Die Sache kam heraus, der Mann verlor sein gutes Brot und wanderte ins Gefängniß. Seine Herrschaft hätte es vielleicht gar nicht so weit kommen lassen, aber er selbst hatte die That — um einen Anderen zu verdächtigen — an die große Glocke gehängt, und so ging die Sache ihren Gang. Seine Strafe hat er nun abgebüßt, aber den guten Namen hat er verloren, daß er schwerlich wieder einen Dienst finden wird. Jetzt liegt er noch dazu schwer krank und Frau und Kinder hungern. Adam Frey heißt er, lieber Herr, und war Komptoirdiener bei Herrn . . . Herrn . . ., den Namen habe ich wieder vergessen.“

Der Kommerzienrath drückte der Alten ein Geldstück in die Hand und näherte sich dem Hause, wo eine breite Spalte in einem der grauen, verwitterten Fensterläden den Einblick in ein spärlich beleuchtetes, ärmliches Gelaß gestattete. In der Fensterecke stand ein Bett — eigentlich nur eine Bettstelle mit einem Strohlager —, auf welchem ein abgezehrt aussehender Mann anscheinend schlief, während in der Ofenecke zwei Kinder kauerten, die mit einigen Stückchen Holz und ein paar Kartoffeln spielten, welche sie der Mutter aus dem Topfe genommen. In der Mitte des trübseligen Raumes stand Reinhard Hellborn einer bleichen Frau gegenüber, — der die Thränen über die eingefallenen Wangen liefen — und ließ eine Anzahl Goldstücke aus der Börse auf den Tisch gleiten, sie dann der Frau mit freundlichem Lächeln zuschiebend.

Des Kommerzienraths Blicke hingen mit unbeschreiblichem Ausdruck an den still verklärten Zügen des jungen Mannes. O, hatte er denn noch nie bemerkt, daß es Clara's Augen waren, die so mild auf die leidende Frau sahen, daß es ihr gewinnendes Lächeln war, welches seine Lippen umspielte? Das also war die Feier des Weihnachtsabends „nach seiner Weise“; eine edle, erhabene Art, die dem ungerufenen Zuschauer da draußen das Auge feuchtete. Und mit welch bösem Verdacht war er ihm nachgegangen! —

„O, junger, einsamer Mann!“ flüsterte er, „auch Du hast Deine Welt des Glückes, die Tausenden eine unbekannte bleibt, denn nur Wenige schwingen sich zu der Höhe Deines Thuns empor: dem Feinde zu vergeben und ihm Wohlthaten zu erweisen!“

Reinhard wandte sich jetzt zum Gehen und der Lauscher draußen trat an die dem Felde zu liegende Seite des Hauses, um ihm unbemerkt wieder folgen, seiner ihn bestürmenden Gefühle sich klar werden und seine Gedanken ordnen zu können.

(Schluß folgt.)

---

# Ein Unglückstag.

## Allerlei Szenen aus einer Häuslichkeit.

Von Ernst Leuthold.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Doktor Herrmanns war nicht daheim. Er war bei einem Patienten weit oben im Dorf, er war zu Fuß gegangen. Aber sein Kutscher war ein intelligenter Mensch und als die „Apothekerhanne“ mit der Botschaft kam, spannte er sofort die Braunen vor den zierlichen Wagen und fuhr nach. Er fand seinen Herrn auch noch in der Hufschmiede. Der Doktor setzte sich sofort in den Wagen, stieg aber in der Nähe des Erlenbusches aus. Denn nun kam für seine hilfebereite Ungeduld eine Wegstrecke, auf der sein Wagen langsamer fortkam, als sein Fuß. Er ließ den Wagen allein fahren und beabsichtigte den Richtweg durch das Gehölz und die Felder einzuschlagen. Seit er am Morgen so perplex erst in der Laube gestanden und dann geräuschlos aus derselben fortgegangen, war ihm das Bild des anmuthigen Mädchens nicht aus dem Sinne gekommen. Aus ihren so künstlich gesetzten Worten, die mit ehrlichem Stolz und zarter Scheu etwas sagen und zugleich verbergen wollten, war er zuerst nicht klug geworden. Nur so viel schien ihm klar, daß seine Gegenwart ihr ungelegen sei. Ein paar alte Damen hatten sie geneckt, hatte sie gesagt. Mit ihm wahrscheinlich. Und darüber war sie so entflammt? Sehr schmeichelhaft. Oder sie hatte daheim irgend einen anderen, mit dem sie lieber sich hätte necken lassen? Höchst wahrscheinlich; hatte ihm doch ein Kollege, den er in der nächsten Stadt zufällig auf dem Bahnhofe gesprochen, erzählt, wie Clementine gefiele, wie er selber entzückt von ihr sei und ihn beneide, daß er ungezwungen und täglich mit dem reizenden Kinde verkehren könne. Er kam sich selber gar nicht so beneidenswerth vor. Zwar erschien sie ihm jetzt reizender als je zuvor, seitdem er wußte, daß andere sie begehrten, aber ihn hatte sie abgewiesen. Anders waren ihre letzten Worte doch kaum zu verstehen. Und wenn einem schönen, weltgewandten, siegessicheren Manne, der über seine vielfachen Vorzüge als Mensch und gute Parthie auch nicht im Unklaren ist, der verwöhnt worden ist und gemeint hat, er brauche nur mit dem kleinen Finger zu winken und jegliche Maid müsse sagen „sprechen Sie mit meinem Vater!“ — wenn einem solchen Manne eine so unverantwortliche Behandlung seitens eines noch dazu armen Mädchens zu Theil wird und es ihn nicht wurmte, das wäre erst recht wunderbar. Und doch mußte er fortwährend an sie denken; er sah sie vor sich, zart gebaut, daß man meinte, ein starker Windhauch könne sie umblasen und doch voll geschmeidiger Elastizität und Grazie; er hörte das helle Lachen ihrer etwas hohen Stimme. Witzig war sie nicht, aber heiter und schalkhaft; klug war sie auch und ohne Prätension; dem Bruder war sie treu ergeben und wenn sie von den Eltern daheim sprach, leuchtete ihr Auge vor kindlichem Stolz. Ihr Hauptreiz lag in ihrem Wesen, das bei aller Damenhaftigkeit etwas ungemein Kindliches hatte. Vielleicht kam das daher, daß sie so glücklich war, daß sie von jedermann nur Liebes und Freundlichkeit empfangen bislang, daß noch kein großer Schmerz, keine herbe Enttäuschung ihr nahegekommen, geschweige bis ins Seelenmark sie getroffen, daß noch der zarte Zauber der geistigen Unberührtheit auf ihrer Seele lag. So wie sie war, so seelengesund und ungekünstelt, war sie wohl danach angethan, daß sie einem tüchtigen Manne gefallen konnte, daß er sie lieben konnte, weil es eben nicht anders ging. Dessen wurde sich der junge Arzt je mehr und mehr bewußt, je weiter er durch das hochragende Holz ging. Er hatte nicht mehr zur Apotheke gehen wollen, so lange Clementine noch dort war; nun war er hingerufen. Was für ein Gesicht sie ihm wohl zeigen würde? Darüber konnte er bald klar werden. Bei einer Biegung des Weges sah er sie. Sie saß auf einem Baumast, den wohl ein Sturm einmal herabgebogen und halb abgetrennt hatte und der dann so geblieben war. Mit der Linken hielt sie sich einen Zweig herab zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen, mit der Rechten wandte sie die Blätter im Buche um, das auf ihrem Schooß lag. Er übersah sofort die Situation. So unbekümmert saß sie da, sie wußte also noch nichts von dem, was bei ihrem Bruder vorgegangen. Er mußte es ihr also zuerst mittheilen, das war fatal. Es ist eben keinem lieb, der Verkünder einer üblen Botschaft zu sein. Sie war so vertieft, daß sie heftig zusammenschrak, als er sie unvermuthet ansprach. Verwirrt sprang sie auf, Purpurröthe im Gesicht und setzte sich eilig den Hut wieder auf die schwarzen Locken. Dabei war ihr das Buch entglitten und sie bemerkte es nicht.

„Sie wissen noch nicht, gnädiges Fräulein, — es thut

mir sehr leid, daß ich der Erste sein muß — ich gehe nämlich zu Ihrem Herrn Bruder — ich bin hingerufen —"

Sie hatte plötzlich ihre Selbstbeherrschung wiedergefunden.

„Ist ein Unglück geschehen? Bitte, Herr Doktor, sagen Sie es gleich. Ich kann's aushalten; nur keine Ungewißheit."

„Ja, gnädiges Fräulein; es muß ein Unfall vorgekommen sein. Ihre kleine Nichte Mimi soll verletzt sein."

„O mein Gott, warum bin ich fortgegangen. Das arme Kind und meine arme Schwägerin. Was ist's denn? O sagen Sie mir's doch, bitte, bitte."

Sie waren längst weitergegangen. Unbemerkt, fast mechanisch, hatte der Doktor das Buch eingesteckt. Im Weitergehen berichtete er, daß der Apotheker nach ihm geschickt; wie sein Kutscher ihm nachgefahren sei. Er habe aber von dem Dienstmädchen weiter nichts herausbekommen können, als daß die Kinder geschaukelt hätten, daß Käte heruntergefallen sei und der kleinen Mimi das Kreuz gebrochen habe. Ob es wirklich so schlimm aussähe, ob in der That eine Rückgratverletzung vorliege, das wisse er — der Doktor — natürlich noch nicht.

„O die Käte, das Unglückskind — es ist ja zu schrecklich —" klagte Clementine. Die Augen standen ihr voll Thränen, aber sie hielt sich tapfer; nur schneller und immer schneller lief sie voran, daß ihr Begleiter kaum folgen konnte. Mit der den meisten Frauen eigenen Neigung zum Schwarzsehen war sie vom Schlimmsten überzeugt, und während ihre Füße immer flinker liefen, malte die geschäftige Phantasie ihr traurige Bilder vor, waren ihre Gedanken einzig bei dem schönen Kinde, das sie vor wenigen Stunden noch in heiterstem Wohlbefinden gesehen.

Ihr Begleiter dachte gar nicht mehr an das Kind. Er sah den Tag über des Jammers genug, daß er sich in seinen Mußestunden wohl eine andere Gedankenbeschäftigung gönnen konnte. Und das Nächste war wieder einmal das Beste. Wie ein zierliches Bachstelzchen lief sie vor ihm her, in ihrem modischen dunklen Kleide. Der Wind kam ihnen entgegen und wollte des Mädchens Hut entführen. Das gab ihm Gelegenheit, die weiße Hand zu bewundern, die ihn festhielt. Und wie reizend die schwarzen Locken zu dem weißen Gesichtchen standen, das ihm gelegentlich ein Viertel ihres Profiles zeigte. In seiner Tanzstundenzeit hatte er eine Maid mit goldenen Locken angebetet und besungen — es war eigentlich lächerlich, blöde Jugendeselei, und schwarze Locken entschieden das einzig Richtige.

Er schalt sich selbst einen Blinden, einen Thoren, daß er fünf Wochen täglich beinahe mit dem zierlichen Kinde da vor ihm zusammen gewesen war und nun erst erkannte, was sie ihm geworden, nun es zu spät war. Vielleicht war es aber nicht zu spät? Er liebte auch die schnellen, energischen Entschlüsse; er wollte sofort sprechen, fragen — da drehte sie sich um, mit der seine Gedanken so eifrig beschäftigt gewesen und ein Blick in das traurige Gesicht sagte ihm, daß die Gelegenheit wohl doch nicht günstig genug sei. Wie spät es sei? wollte sie wissen.

„In zehn Minuten sind wir da. Aber gnädiges Fräulein, verzeihen Sie mir, Sie sind unklug, wenn Sie so bergauf dem Winde entgegen laufen. Sie machen sich damit noch krank und kommen nicht früher hin." Und er zog sehr eigenmächtig ihre linke Hand an sich und legte sie sehr ehrerbietig auf seinen Arm. Sie war wieder verlegen, fand aber, daß es sich wirklich so leichter ging. „Ach Gott, Herr Doktor, ist solche Verletzung sehr gefährlich?"

„Ach so, Sie meinen mit der Kleinen? Es wird ja nicht so schlimm sein, die Angst macht einen immer nur das Schlimmste vermuthen."

„Doch, Herr Doktor. Mein Bruder und die Schwägerin sind gar nicht sehr ängstlich. Umsonst würde man Sie nicht inkommodirt haben."

„Hoffen Sie nur, gnädiges Fräulein. Die kleine Dame wird ein paar Wochen stille liegen und dann wieder munter schaukeln."

„Wenn Sie doch recht hätten!"

„Sie sind wohl sehr froh, daß Sie aus dem Neste hier fortkommen?"

„Das ist jetzt sehr fraglich, ob ich nicht werde nöthig sein. Uebrigens finde ich es sehr hübsch hier."

„Ja, auf ein paar Wochen. Möchten Sie immer hier sein wollen?"

„Wenn die Eltern hier wären, ja."

„Vielleicht gewöhne ich mich auch noch ein. Aber gnädiges Fräulein, bedenken Sie den Wechsel, aus einem großstädtischen Garnisonleben auf ein schlesisches Dorf!"

„Sie haben es doch aber viel besser, als mein Bruder! Wie ist der doch gebunden."

„Ihr Bruder, gnädiges Fräulein, das ist etwas anderes."

„Etwas anderes? Wieso? Wie muß er sich quälen; seine Zeit muß er zersplittern und neben seinem eigentlichen Beruf noch allerlei anders sein."

„Aber er hat die reizende Frau, die schönen Kinder, die hübsche Häuslichkeit."

„Die Kinder machen doch viel Sorgen; er wird sie in Pension geben müssen."

„Das hat doch noch Zeit. Aber ich, wenn ich nachhause komme! Im Sommer geht es noch, aber im Winter."

Clementinen erschien das Terrain etwas unsicher, auf das ihr Begleiter zusteuerte. Sie machte ihren Arm los, denn nun ging es bergab und die Rückfront des Hauses kam in Sicht.

Frau Scholzen hatte sie beobachtet. „Die lernt bein Doktor schun's Diakonissenwerden," schmunzelte sie vor sich hin.

Clementine klopfte das Herz vor ängstlicher Erwartung, sie lief eilig voraus. Ihr Bruder bemerkte sie von seinem Fenster aus und kam ihnen entgegen. Der humoristische Zug auf seinem Gesicht trat noch mehr als sonst hervor.

„Herr Doktor — rief er — hier stehe ich; ein armer Sünder. Ich habe mich schauderhaft blamirt."

„Wie das?" fragte der.

„Sie werden es gleich erleben. Daß ich nach Ihnen geschickt habe, weiß meine Frau gar nicht; wenn sie's erfährt, hat sie Oberwasser für lange Zeit. O je!" und er kratzte sich in komischer Selbstanklage hinter den Ohren.

„Also es ist kein Kreuz gebrochen, wie es scheint?"

„Natürlich ist eins gebrochen, sonst wär' ja gar kein Witz dabei, lieber Doktor," und Wallenstein zitirend und kopirend, sagte er mit Pathos auf seine herbeieilende Frau weisend: „Sieh da, die Mutter mit der lieben Tochter!" Und die junge Frau trat auf den Arzt zu, ihn freundlich bewillkommnend, und wer sprang herbei, dem Doktor sehr zutraulich die Hand schüttelnd — für „Küßchen schenken" war keine der werdenden Grazien eingenommen — Mimi, die als halbtodt betrauerte Mimi. Ihre kräftige, kleine Gestalt wies einen so graden Rücken auf, wie man nur einen wünschen konnte, ihre Gesichtsfarbe zeigte das gewöhnliche sehr lebhafte Kolorit, sie war augenscheinlich ganz gesund.

„Das ist schön von Ihnen, Herr Doktor, daß Sie sich einmal sehen lassen. Nun lasse ich Sie auch nicht fort; Sie müssen mit uns ein Butterbrod essen."

„Gewiß müssen Sie das, natürlich!" bekräftigte der Apotheker die Einladung seiner Frau, trat einen Schritt zurück und telegraphirte dem Arzt mit Augen und Händen. Der wollte erst Einwendungen machen, er habe nur sehen wollen, wie das Haus Skultorr ältere und jüngere Linie sich befände, er könne nicht bleiben.

„Onkel Doktor," sagte Mimi ihm leise, „wir haben aber Krebse, so große, aus Neugart; die giebt's zum Abendbrot."

„Ißt Du die gern?"

„Ach wo doch; aber die Großen thun ja immer so."

„Dann werd' ich wohl bleiben müssen," sagte der Doktor und hing seinen Hut im Vorplatz auf. Eben wollten der Arzt und der Apotheker auf der Veranda eine Friedens-Cigarre rauchen und der Apotheker endlich die mysteriöse Kreuzbruchsaffaire erklären, als ein gräßliches Geschrei sie aufscheuchte.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen. Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.